

Bruder Iucundus : Erzählung

Autor(en): **Kessler, Adolf**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Appenzeller Kalender**

Band (Jahr): **201 (1922)**

PDF erstellt am: **23.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-374653>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Bruder Lucundus.

Erzählung von Adolf Reßler.

Droben im Gebirge liegt einsam ein Dörfchen. Die braunen Hütten mit ihren Steindächern umdrängen das schlichte Kirchlein wie ein Häufchen Kinder, das sich um eine gute Mutter schart. Die Gegend ist rauh und unwirtlich; denn von hier aus beginnt der letzte Aufstieg zu den Zacken und Hörnern, die mit ihrem Firnschnee weit in die Lande hinausleuchten. Das Völklein, das da lebte, war in allen Lebenslagen ruhig und gelassen, aber aufgeweckt und zähe, wenn es galt, einen Vorteil zu erfassen und an demselben festzuhalten. Auf Antrieb seines würdigen Pfarrherrn hin wollte es in geistiger Regsamkeit hinter keiner der größern Ortschaften drunten im Tale zurückstehen.

Es war die Zeit der Helvetik. Frisches Leben erwachte überall. Allerorts nahm man der Sache die Jugendbildung mit Eifer an die Hand. Dank der Einsicht und Arbeit des hochgebildeten und edlen Seelenhirten drangen die Wellenschläge jener Bewegung bis hinauf in das Bergidyll, wo man sich bis jetzt wenig um Bücher bekümmert hatte und noch viel weniger um das, was in denselben zu lesen stand. —

Nun wurde auch hier eine Schule eröffnet. Ein Lehrer erschien, ein junger, kräftiger Mann, der es im Heben und Tragen mit jedem Aelpler aufnehmen konnte und sich damit bei den Alten schon in der ersten Woche in Respekt setzte. Er kam, um bei dem kleinen Volke, das man ihm unterstellte, mit ernstlichem Bemühen zu wirken und zu schaffen. Die Mädchen und Buben, zuerst etwas scheu und zurückhaltend, fühlten sich bald von ihm angezogen; denn er war zwar ernst, aber doch immer lieb und freundlich, und man merkte, daß er es von Herzen gut meine. Gerne schloß er sich an den Pfarrherrn an und setzte nebst der Schularbeit sein bestes Bestreben ein, sich selber fortzubilden. Eifriges Studium und klare Beobachtung führten ihn zur Selbsterkenntnis und damit zur Einsicht, wie viel ihm noch an geistiger Reise und umfassendem Wissen fehle. Deshalb war er ernstlich be-

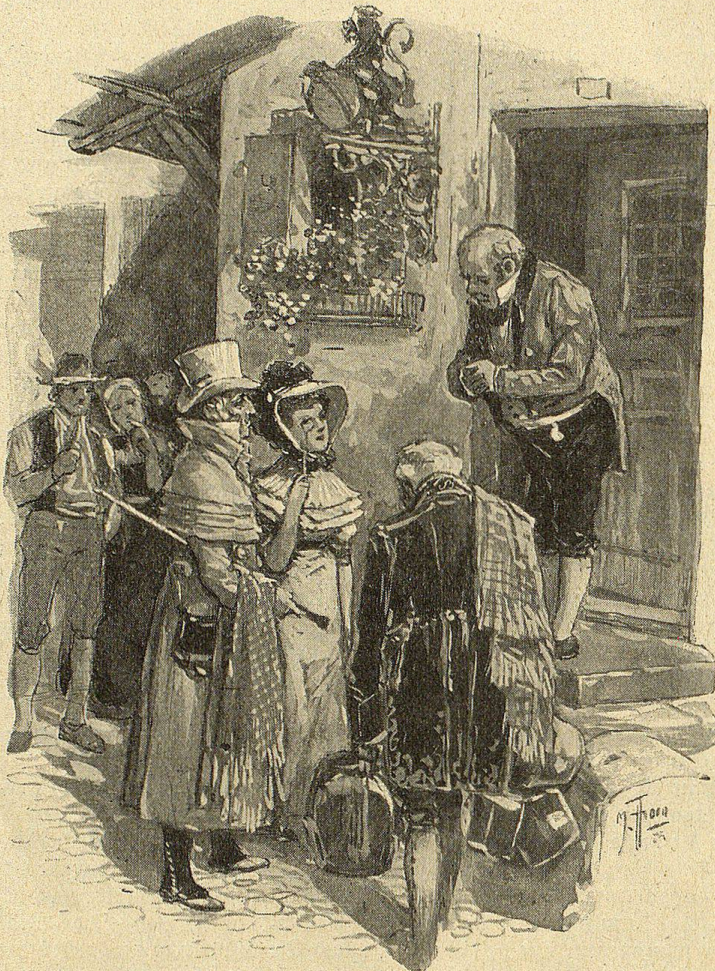
müht, in seinen freien Stunden durch grundlegende Bücher, die ihm der Pfarrherr lieb, die Lücken seiner Kenntnisse auszufüllen und zu einer Lebensanschauung zu gelangen, deren Richtigkeit er mit wissenschaftlichen Gründen beweisen konnte.

So lebte er einige Jahre in dem Dörfchen, beliebt von den Kleinen, geachtet von den Erwachsenen. Er verkehrte, ausgenommen die Zeit, wo er ihnen beim Einbringen des Heues bereitwillig an die Hand ging, wenig mit den Dorfbewohnern und haufte einsam für sich wie ein Einsiedler. Wie auch die Töchter der Gegend nach ihm ausschauten, er achtete wenig auf sie. Gleichgültig ging er an ihnen allen vorüber. —

Und nun auf einmal kam das Verhängnis. Vornehmer Besuch logierte sich in dem einzigen Gasthause ein. Der Wirt hatte allerlei zu bauen und einzurichten; denn der französische Marquis und dessen Tochter wollten den ganzen Sommer hier oben in der reinen Alpenluft verbleiben und erst mit Anbruch des Winters wieder nach Kolmar, dem Hauptsitz der vornehmen Emigranten, zurückkehren. Der Marquis de St. Severe

ein sehr gebildeter Weltmann, der ziemlich geläufig deutsch sprach, empfand bald Langeweile und verlangte nach Gesellschaft. Er mußte, weil an Gesellschaft und geistreiche Unterhaltung gewöhnt, jemanden haben, mit dem er seine Gedanken austauschen konnte. Gerne schloß er sich an den Pfarrherrn an, der dann seinerseits auch seinen Freund, den jungen Lehrer, bewegte, an ihren Gesprächen und Disputationen teilzunehmen. Manche kleinere Bergtour blieb dem Andenken gesicherter durch die auf derselben geführte Konversation, als durch die landschaftlichen Schönheiten, die man im Schweizerlande auch anderswo in nämlicher Pracht erschauen konnte.

Und die kleine Marquise, die junge Dame im Alter von achtzehn Jahren? O, sie befand sich sehr wohl in diesen Bergen. Alle Erscheinungen der Alpennatur waren ihr neu. Ihtretwegen, um ihrer Gesundheit



willen hatte man für den Sommer diesen Aufenthalt gewählt. Vorigen Winter in der Gesellschaft eingeführt, hatte ihre Gesundheit durch die vielen Bälle, wie sie die Emigranten veranstalteten und liebten, gelitten. Weil man den Reichtum des Herrn de St. Sevère in ganz Frankreich kannte, fehlte es der jungen und schönen Marquise schon bei ihrem ersten Auftreten nicht an adeligen Verehrern, die ihr mit echt französischer Höflichkeit und Lebhaftigkeit huldigten. Sie spielte mit ihren Bewerbern mit eben jener Leichtigkeit und Anmut und schien gegen die Liebe gefeit zu sein. —

Und nun hier in diesem abgelegenen Bergdörfchen? Sie empfand bald Langeweile, denn nirgends fand sich ein Mensch, mit dem sie sich auf gewohnte Art unterhalten konnte. Nirgends war eine Persönlichkeit, die ihr Interesse fesselte, nirgends ein Anbeter, nirgends ein männliches Wesen, mit dem sich tändeln und spielen ließ. Da sah sie den jungen Lehrer, als er nach Wochen das erste Mal mit dem Pfarrherrn bei ihnen im Gasthause auf Besuch war. Das war also der „Einsiedlerkrebs“, von dem ihr Vater stets mit Freude sprach und behauptete, es sei an demselben ein Philosoph verloren gegangen, der das Zeug dazu gehabt hätte, bei höherer Bildung den jungen Schwarm französischer Enzyklopädisten in die Flucht zu schlagen. Sie bewunderte aber an ihm nicht die Geistesstärke, sondern war überrascht von der unwüchigen Schönheit und Kraft und dem beinahe athletischen Bau des jungen Mannes, der es sich in den Kopf gesetzt hatte, unter rauhen Dörflern als Schulmeister zu wirken, anstatt als Offizier im Dienste eines Königs von Frankreich bei den Damen sein Glück zu machen. Das war eine andere Gestalt als die Gedenken aus alter Familie, von denen sie in Kolmar umkreist wurde. Alles an ihm war neu, kraftvoll und unverbraucht. Und er verstand ein wenig französisch, gerade genug, um sich mit ihr unterhalten zu können. Er mußte ihr Sprachlehrer werden; denn die deutsche Sprache erschien ihr auf einmal so schön, so interessant. Papa gab es zu, und nun begann ein reger Verkehr zwischen den jungen Leuten, wobei der Lehrer, dem wohl Weltweisheit eigen, das Wesen der Koketterie aber gänzlich unbekannt war, in kurzer Zeit die klare Ueberlegung verlor. Sein verändertes Benehmen konnte nicht verborgen bleiben, am wenigsten seinem treuen Freunde, dem Pfarrherrn. Als ihn der Lehrer einmal besuchte, blätterte er einen Augenblick in der heiligen Schrift und wies dann im Buche Sirach mit dem Finger auf die Stelle, die der junge Mann lesen sollte. „Hüte dich vor dem fremden und falschen Weibe, das dir glatte und süße Worte gibt.“ — Der Lehrer wurde blutrot im Gesicht und ging ohne Gruß von dannen. Er sah sich durchschaut, fühlte sich beschämt, konnte aber der Flamme nicht mehr wehren, die ihm im Herzen loderte. Er hatte noch nie geliebt; sein Vertrauen war noch nie getäuscht worden. Sein ruhiges, logisches Denken hatte ihn verlassen. Er übersah die Klust, die ihn von Fleure trennte. Die Mücke flattert um das Licht. Sie weiß nicht, daß sie daran verbrennt. —

„Fleure, du treibst ein törichtes Spiel mit unserm

jungen Freund,“ sagte der Marquis de St. Sevère eines Tages zu seiner Tochter. — „Laß mich gewähren, Papa. Es macht mir Vergnügen, und wenn wir wieder in Kolmar und gar weiter in Paris sind, ist ja alles vorüber.“

„Eh bien, meine Liebe! Doch hüte selber Dein eigenes Herz! Denn an eine Verbindung — — —“

Fleure hielt sich schalkhaft die Ohren zu und unterbrach den Vater mit den Worten: „Aber Papa, beleidige mich nicht. Ich weiß doch selber, was ich unserm Adel schuldig bin.“ — Damit war auf dieser Seite die Angelegenheit erledigt. —

Der Herbst rückte heran. Der Buchenwald ob dem Dörfchen schmückte sich zum Sterben. „Wir haben einen schönen Sommer verlebt, Fleure, ich denke, es ist Zeit heimzukehren.“ — „Reisen wir, Papa,“ entgegnete die junge Marquise; denn in ihrem Herzen war der Glast, den der Lehrer für Sonnenlicht hielt, verglommen. — Schon am andern Morgen zogen sie fort. Ohne ein Wort des Abschiedes verließ Fleure den Mann, der für sie in den Tod gegangen wäre. —

Als die Kinder am folgenden Tage, es war Montag nach Michaeli, in die Schule kamen, war auch der Lehrer fort. Niemand wußte, wohin er sich gewandt.

„Er hat sich ein Leid angetan,“ jammerten die Frauen, denen der Pfarrherr begegnete.

„Nein, das hat er nicht und wird es nicht tun. Sein Glaube und seine Seele sind zu stark. Wer seinen Geist jahrelang an meiner Seite an den Werken der alten Philosophen geschult hat, geht um eines falschen Weibes willen nicht zugrunde. Er wird sich durchringen und mag er auch jetzt aus Angst vor Beschämung an das Ende der Welt geflohen sein.“ So redete der wackere Seelenhirte und schritt dann seines Weges weiter zum Kirchlein, wo er beim heiligen Opfer dem verschwundenen Freunde ein andächtiges Memento weihte. —

In wilden Stößen fuhr der Westwind gegen die Mauern des Hospizes. Dunkle Wolken ballten sich am Himmel, trieben gegen die Spitzen und Hörner der Hochalpen und zerrissen sich in phantastisch geformte Felsen. Es begann zu nachten. Bruder Jucundus, ein kräftiggebauter Mann, dem der Habit etwas Riesenhaftes verlieh, trat vor die Pforte und ließ seinen Blick über die grauen Felsen der Umgebung und über die drohenden Wolkengebilde schweifen.

„Gnade Gott den armen Reisenden, die heute über den Berg wollen! Wenn mich die Erfahrung langer Jahre nicht trügt, so werden wir diese Nacht einen Schneesturm erleben, wie wir ihn noch selten gesehen.“ Dann schloß er die schwere Eichentüre und kehrte in das Refektorium zurück.

„Wie steht's draußen, Bruder Jucundus?“ fragte ihn einer der Brüder.

„Bös, sehr bös,“ war die Antwort. „Es wird notwendig sein, die Hunde recht tüchtig zu füttern. Am Morgen gleißender Sonnenschein, und nun das drohende Unwetter. Gewiß werden Reisende auf dem Wege sein. Sie sind verloren, wenn wir ihnen nicht Hilfe bringen und uns zeitig dazu bereitmachen.“

Man rieth ihm Beifall. Einige der Mönche und Brüder erhoben sich vom Sisse an den wärmenden

Flammen des Kamins. Sie kannten ihre Aufgabe und wollten keinen Augenblick säumen, ihre angelobte Pflicht zu erfüllen. Es waren alles Männer, einfach und abgehärtet und an Gehorsam gewöhnt. Jeder war bereit, auf dieser wilden Höhe sein Leben für das seiner Mitmenschen einzusetzen, gern und ohne Klagen. Der Sturm begann in verdoppelter Stärke zu heulen. Das Unwetter war da. Man ließ die Hunde heraus, große, starke Tiere von edler Rasse, mit treuen, klugblickenden Augen und begabt mit einem starken Geruchssinn, mit dem sie viel eher als die Menschen wittern, wo sich unglückliche Reisende in Not und Angst befinden und sich schon auf den Tod gefaßt machen. Mit lautem Gebell stürzten sie hinaus, begleitet von Bruder Zucundus und seinen nicht minder mutigen Gefährten. Mit Spaten und Schaufeln folgten sie den Hunden. Nach ungefähr einer Stunde hielten dieselben an und begannen im Schnee zu scharren. Die Männer fingen an zu graben und verdoppelten ihre Anstrengungen, als sich unter der dichten, weißen Decke ein schwaches Nechzen vernehmen ließ. Die Gestalt eines älteren Mannes kam zum Vorschein. Leblos lag der Unglückliche da.

Einige Tropfen vom scharfen Essenz brachten ihn aber bald wieder zum Bewußtsein. Er schlug die Augen auf und schaute verwundert um sich, war aber noch nicht fähig, zu sprechen. —

Neuerdings begannen die Hunde zu scharren. Es mußte noch ein Mensch gerettet werden. Man grub nach und fand einige Schritte seitwärts eine Frauensperson. Bruder Zucundus leuchtete ihr ins Angesicht und erbleichte. Er hatte die Halbtote erkannt.

„Meine Frau,“ hauchte der Unglückliche, den man vorher gerettet. Dann schloß er die Augen wieder.

In Bruder Zucundus schien plötzlich noch einmal so viel Kraft als sonst gefahren zu sein.

„Auf, auf, Brüder! Nicht verzagt! Bringen wir die Beiden nach dem Hospiz! Hoffentlich gelingt es, auch die Frau noch zu retten!“ — Man tat es mit vieler Mühe. Dann wandte man bei dem Manne, der seiner Sprache nach ein Franzose zu sein schien, alle Mittel an und hatte die Freude, ihn bald wieder so weit herge-

stellt zu sehen, daß man ihn in ein warmes Bett bringen konnte. Er war dem Tode entronnen. Die Frau hingegen, ein blaßes, zartes Geschöpfchen, dem aber Kummer, Not und starke Lebensschicksale auf dem blaffen, abgehärteten Gesichtchen geschrieben standen, wollte immer noch nicht zum Leben erwachen. Endlich ein Atemzug! Jetzt ein zweiter und dritter! „Schnell etwas warmen Wein!“ befahl Bruder Zucundus. Man eilte,

seinem Worte nachzukommen. Er befand sich allein bei der mit dem Tode Ringenden, sie mit wehmütiger Miene betrachtend.

Sie schlug die Augen auf, schaute um sich und erkannte, — man sagt ja, daß bei Sterbenden die Erinnerungskraft geschärft sei — auch den Mann, der sich so sehr um ihr Leben bemühte.

— „Du! Du bist es? Vergib mir!“ Sie reichte ihm die Hand und schaute ihn mit einem flehentlichen Blicke an. — „Ich habe Dir schon lange verziehen, Fleure!“ Dann schloß sie die Augen, um nie mehr zu erwachen. Als die Brüder mit dem Weine kamen, war die Fremde tot. Ein heiteres Lächeln ruhte auf ihren Lippen. — Zwei Tage nachher bettete man sie zur Ruhe. Bruder Zucundus setzte ein schlichtes Holzkreuz auf ihr Grab. Dann waltete er

seines Amtes wie zuvor. Der Mann hatte sich während der verfloßenen zwei Tage so weit erholt, daß er nach der Beerdigung seiner Frau die Reise fortsetzen konnte. Er war ein französischer Marquis von altem Namen wie der Marquis de St. Sevère, aber so heruntergekommen, daß er sein Leben als Falschspieler fristete und als Abenteuerer von Land zu Land zog. Ohne eine Träne zu vergießen, sah er zu, wie man die Frau, die ihr Geschick an das seine gekettet hatte, in die Erde versenkte. Er fühlte sich von einer schweren Last befreit.

Bruder Zucundus harrte bis zu seinem Tode an dem schweren Posten aus, ein Held in Schnee und Sturmgebraus, der Retter von mehr als hundert Reisenden. Fröhlich und zufrieden lebte er noch als Greis seinem Tagewerk auf wilder Bergeshöhe. Er hatte der irdischen Liebe entsagt, um sich mit allen Kräften der göttlichen Liebe zu widmen, jener Liebe, die sich überall da kundgibt, wo es gilt, Not und Elend zu lindern. —

